



VOM STERBEN
AN AIDS
ZUM LEBEN
MIT HIV

AIDS IN BASEL

ULRICH GOETZ
MARTIN HICKLIN
MANUEL BATTEGAY

SCHWABE VERLAG



VOM STERBEN
AN AIDS
ZUM LEBEN
MIT HIV

AIDS IN BASEL

ULRICH GOETZ
MARTIN HICKLIN
MANUEL BATTEGAY

SCHWABE VERLAG

Die Grundfinanzierung des Buchprojektes wurde durch die Basler Aids Stiftung geleistet;
für die Restfinanzierung danken wir folgenden Institutionen/Stiftungen:

Bundesamt für Gesundheit BAG



GGG Stiftung für das Gesundheitswesen

L. + Th. La Roche-Stiftung



und weiteren Stiftungen und Spendern, die nicht genannt sein wollen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2018 Schwabe Verlag, Schwabe AG, Basel

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Das Werk einschliesslich seiner Teile
darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in keiner Form reproduziert oder elektronisch
verarbeitet, vervielfältigt, zugänglich gemacht oder verbreitet werden.

Abbildung Umschlag: Plakatmotiv der STOP AIDS-Kampagne 1988

Abbildung Autoren: icona basel, Christoph Gysin

Lektorat: Annette Eichholtz, Basel

Umschlaggestaltung: icona basel, Basel

Layout und Satz: icona basel, Basel

Bildredaktion: icona basel, Basel

Druck: Schwabe AG, Basel

Schriften: Mercury und Berthold Akzidenz Grotesk

Papier: Lessebo Smooth White

Lithos: Schwabe AG, Basel

Printed in Switzerland



ISBN Printausgabe 978-3-7965-3826-1

ISBN eBook (PDF) 978-3-7965-3873-5

Das eBook ist seitenidentisch mit der gedruckten Ausgabe und erlaubt Volltextsuche.

Zudem sind Inhaltsverzeichnis und Überschriften verlinkt.

rights@schwabe.ch

www.schwabeverlag.ch

INHALTSVERZEICHNIS

9 VORWORT

11 AIDS IN BASEL – DIE PACKUNGSBEILAGE

01

Schmerzhaftes Erinnerungen HIV-Betroffene aus Basel erzählen

17 BEI «BROT UND ROSEN» GEWINNT DAS LEBEN

19 EIN ANRUF VERÄNDERT DAS GANZE LEBEN

Franco Hueber erzählt, wie er von seiner HIV-Infektion erfahren hat

20 [Die Rote Schleife](#)

23 «ICH HABE EIN ZWEITES LEBEN GESCHENKT BEKOMMEN»

Claudia Buntfelder wird von ihrem Mann angesteckt.
Ihr kleiner Sohn rettet ihr das Leben

28 [260 Babys angesteckt](#)

31 [Bauplan in der Hülle](#)

32 «ICH WAR EIN RIESENARSCH»

Der Basler Journalist -minu über seine späte Begegnung
mit HIV und den Wert von Freunden

35 [Farben für Frieden: Die Regenbogenflagge](#)

36 «Die Ausgrenzung ist immer noch Tatsache»

36 [Je früher desto besser](#)

38 DER TOD ALS STÄNDIGER GAST

Lisa Volk bewältigt im «Lighthouse» den Verlust
ihres an Aids verlorenen Sohns

42 «Lighthouse»: Ein Wegweiser im und zum Leben

46 «SIE WAR NEGATIV, ICH POSITIV»

François steckt sich beim Spritzenteilen an und findet
dank seiner Frau in ein neues Leben

50 DROGE VOM STAAT: DES JANUS' VIELE GESICHTER

Die heroingestützte Behandlung von Drogenabhängigen
ist in jeder Hinsicht ein Segen

51 [Wie viele Viren gibt es auf der Erde?](#)

52 [Wie viele Viren passen in eine Zelle?](#)

02

Wie Basel mit dem Virus umging

57 «HILF DIR SELBST, DANN HILFT DIR GOTT»

Marcello Schumacher über die Rolle
der Schwulenorganisationen am Anfang

63 Das Auge des Hurrikans im schwulen Basel

66 «TOUT BÂLE» ZEIGT SICH SOLIDARISCH

68 [Die Basler Aids Stiftung hat zwei Vorgeschichten](#)

70 BASEL ALS VORBILD IN DER DROGENPOLITIK

Schaden mindern statt Menschen plagen
wird früh zur Maxime

73 Wie das «Basler Wunder» Realität wurde

76 [Christina Vogel](#)

77 DIE KIRCHE ÜBERNIMMT VERANTWORTUNG

Die reformierte Kirche Basels zeigt Mut
und wählt Ruedi Weber zum Aids-Pfarrer

80 Ruedi Weber über Homosexualität, Aids und Religion

84 DIE BASLER ÄRZTE STELLEN SICH DER HERAUSFORDERUNG

Zeitzeugen aus den Anfängen,
als der Tod fast immer siegte

85 Peter Itin: «Die Patienten sind bei lebendigem Leib zerfallen»

86 [Doris Frank: Die Frau der ersten Stunde](#)

89 Claude Scheidegger: Innovation und Mut siegen über Leid und Tod

91 Gerd Laifer: «Es kann auch schwierig sein, plötzlich nicht mehr krank zu sein»

92 Heiner C. Bucher: «Alle einfachen Antworten sind falsch»

95 WIE BASEL ZU SEINEM «MR. AIDS» KAM

Manuel Battegay – Mitautor dieses Buches – erzählt seinen Werdegang

97 [Heilen mit Balint](#)

100 ANSTECKUNG VON DER MUTTER AUFS KIND: DIE GEFAHR IST GEBANNT

Christoph Rudin am Basler Kinderspital half mit, Kinder vor HIV zu bewahren

102 [Das HI-Virus und der Kinderwunsch](#)

106 WIE HIV-BETROFFENE BETREUT WERDEN

Marcel Stoeckle erzählt aus dem Alltag der HIV-Sprechstunde

113 DER AIDS-HILFE GEHT DIE ARBEIT NICHT AUS

Daniel Stolz über die vielfältigen Mittel, Menschen zu schützen und zu begleiten

119 AHbB: 30 Jahre alt und kein bisschen müde

03

Die Schweiz nimmt die Herausforderung an

125 DIE SCHWEIZ WIRD WACHGERÜTTELT

Wie unser Land sich auf einen langen Kampf einstellt

129 André Ratti: Vom «Ich» und dem «Nicht-Ich»

133 DER PIONIER VON ZÜRICH

Ruedi Lüthy hat in Zürich bald die grösste HIV-Sprechstunde Europas

139 «BERN» NIMMT DEN BALL AUF

... und Bertino Somaini startet die berühmte STOP AIDS-Kampagne der Basler Agentur cR

145 [Der Traum aller Schwiegermütter](#)

147 Als es für Zungenküsse noch einen Basler Experten brauchte

153 Das Stop-Signal kam aus Basel

155 Aids-Hilfe Schweiz – wie alles begann

158 Die Schwierigkeit, über HIV und Aids Buch zu führen

Das Virus auf der Zeitreise durch alle Kontinente – eine Chronologie

nach Seite 160

161 ALS DAS BLUT VOM HI-VIRUS IN BESCHLAG GENOMMEN WURDE

Verseuchte Blutprodukte infizieren Hunderte, bevor endlich gehandelt wird

162 [Blut ist keine Handelsware](#)

164 [HIV und Moskitos](#)

166 [Antikörper gegen Antigene](#)

04

Vier Buchstaben nehmen die Welt in Geiselhaft

169 EIN VIRUS AUS AFRIKA EROBERT DIE USA

In Zentralafrika schafft es ein Affenvirus in den Menschen und reist in die USA

174 [Das Virus, das aus dem Dschungel kam](#)

177 [Der erste, der es aber nicht war](#)

178 AUCH VOM SCHLECHTEN BEISPIEL KANN MAN LERNEN

Die Aids-Epidemie erwischt die USA auf dem falschen Fuss

186 [Ein Virus geht auf Reisen](#)

203 Der Kampf der Giganten

Wer hat das HIV entdeckt?

206 Das hässliche Gesicht von Aids

210 DAS VIRUS MACHT AUCH VOR PROMINENZ NICHT HALT

213 DAS KARUSSELL DER AIDS-KONFERENZEN

Alle zwei Jahre trifft sich die Aids-Community zum Kongress – 2018 in Amsterdam

214 [Schön und fremd bemantelt](#)

218 [Was am HIV retro ist](#)

222 [Bauplan auf Reisen](#)

05

Der Stand des Wissens

227 AIDS-VIREN UND IHRE ACHILLESFERSEN

Raffiniert schleust sich das HIV in den Wirt ein –
und macht sich angreifbar

232 EIN TEST VERSCHAFFT SICHERHEIT

Je früher eine Infektion entdeckt wird, desto besser geht es allen

234 Von reaktiv zu positiv

235 Antikörper als Detektiv

236 Vielstufiges Testkonzept

237 Ein Virus ohne Impfstoff

239 EIN SCHIER UNGLAUBLICHER FORTSCHRITT

Die HIV-Medikamenten-Forschung ist
eine einmalige Erfolgsgeschichte

241 HIV-Medikamente

244 AUF DER ÜBERHOLSPUR ZUM ERFOLG

Wie Hoffmann-La Roche ihr erstes Aids-Medikament
auf den Markt brachte

245 Neuer Schwerpunkt: HIV-Diagnostik

248 Von Cannabis, Misteln und Kakerlaken

250 EINE KOMPLETTE HEILUNG IST FERN

Nur ein einziger Patient kann von sich behaupten,
völlig von HIV befreit zu sein

252 CD4-Abwehrzelle als Werkstatt

253 Basler Beiträge: Vier Nobelpreisträger

255 WEHE, WENN DER NACHSCHUB STOCKT

Es gibt keine Garantie dafür, dass billige
HIV-Medikamente immer zur Verfügung stehen

06

Aktuelle Präventions- bemühungen in der Schweiz

261 MIT SAFER SEX GEWINNT MAN IMMER

Das Kondom bleibt das Verhütungsmittel der Wahl

263 Safer Sex – Die Sache mit dem Dings

266 Wem die Venus zürnt

270 Was es sonst noch so gibt

271 Macht die «Pille davor» das Kondom überflüssig?

273 PEP: Die «Pille danach»

275 Beschneiden oder nicht beschneiden?

277 WIE SAG ICH'S MEINEM KINDE?

Wie Basler Jugendliche ihre Peers
in sexueller Gesundheit schulen

281 Hilfe zur Selbsthilfe: Das Projekt InTeam

282 Sexualerziehung an den Basler Schulen

07

Der Kampf geht weiter in der Dritten Welt

287 HIV IN AFRIKA: BASLER EINSATZ IN IFAKARA

Basel-Stadt trägt eine One-Stop-Clinic für Frauen mit:
Maja Weisser erzählt

291 Zum Beispiel Tansania

293 Wegweisende Basler Studie in Lesotho

296 «ES WAR ALLES NOCH VIEL SCHLIMMER»

Wie Ruedi Lüthy dazu kam, in Simbabwe eine Klinik
zu gründen

298 Die Aids-Klinik mit den vielen Extras

302 DAS VIRUS KÖNNTE RECHTSUMKEHRT MACHEN

Der Kampf gegen Aids könnte leicht auch verloren gehen –
viel steht auf dem Spiel

08

Das Wort zum Schluss hat Bundesrat Ignazio Cassis

308 «DIE HIV/AIDS-ERFAHRUNG HAT UNS VIEL GELEHRT»

Hätte sich Ignazio Cassis als junger Assistenzarzt nicht um
HIV-Patienten gekümmert, wäre er nicht Bundesrat geworden

312 Bildnachweis

313 Personen- und Sachregister

VORWORT

Ich kann mich noch gut an unsere Unsicherheit im Spital erinnern, als ich damals dort in der Pflege arbeitete. Da tauchte plötzlich eine tödliche Krankheit auf. Sie war ansteckend. Das war klar. Aber wie stark war diese Ansteckungsgefahr und wie erfolgte sie? Nur sexuell oder etwa auch über andere Wege?

Bis wir auf unserer Abteilung den ersten Aids-Patienten betreuten, war gottlob schon vieles klarer. Aber die Unsicherheit bestand noch immer.

Seit damals sind viele Jahre vergangen. Bei uns (in der westlichen Welt) ist die Diagnose HIV-positiv nicht mehr die Ankündigung des baldigen Todes. Aids hat sich zu einer chronischen Krankheit gewandelt. Und dies in extrem kurzer Zeit.

Der Stiftungsrat der Basler Aids Stiftung will mit dem vorliegenden Buch zeigen, wie Basel mit der Krankheit Aids und einer HIV-Diagnose umgegangen ist und wie heute noch Prävention im HIV-/Aids-Bereich stattfindet.

Vor gut zwei Jahren beschloss die Basler Aids Stiftung, dieses Buch herauszugeben und machte sich auf die Suche nach engagierten Autoren. Wir fanden die beiden Journalisten Ulrich Goetz und Martin Hicklin, die den Auftrag erfreulicherweise angenommen haben. Sie begannen sofort, das Buch zu konzipieren, in die Archive zu steigen und Interviews mit unzähligen Personen zu führen. Bald schon wurde klar, dass auch eine Fachperson mitarbeiten muss. Zu unserem Glück hat sich Manuel Battegay dazu bereit erklärt.

So möchte ich den drei Autoren, den Mitgliedern des Stiftungsrates und allen, die ihre Zeit und Energie in das Gelingen dieses Buches gesteckt haben, ganz herzlich danken.

Catherine Oeri Kessler

Präsidentin der Basler Aids Stiftung

AIDS IN BASEL – DIE PACKUNGSBEILAGE

«Aids in Basel» – welch aus der Zeit gefallener Buchtitel! Wo von Aids – sowieso in Basel – doch kaum noch die Rede ist. Hat man heute nicht alles im Griff? Ob Zucker, hoher Blutdruck oder HIV-Infektion – eine Pille pro Tag genügt. Klar, man muss immer noch aufpassen, dass man sich dieses blöde HI-Virus nicht einfängt, etwa beim Sex. Manche machen es darum immer nur mit. Problemlos. Andere, die nicht immer diesen lusttötenden und übelriechenden Gummi vor die Augen oder sonstwohin gehalten haben wollen, nehmen heute ein paar blaue Pillen zur rechten Zeit und sind die Sorge um das HI-Virus zu 99 Prozent los. Können hautnah geniessen. Das ist Fortschritt!

So könnte einer reden, der von diesem Buch erfährt und sich wundert. Und tatsächlich: Was soll dieses stattliche Buch, und wie soll man sich, wenn überhaupt, diese Ration von ungezählten Kapiteln und Infoboxen in acht Teilen verabreichen? Und was bitte sind die Nebenwirkungen?

Dass am Ende «Aids in Basel» aus so vielen Einzeldosen bestehen würde, wussten wir am Anfang nicht. Weder die Basler Aids Stiftung noch wir, Ulrich Goetz und Martin Hicklin, die wir den herausfordernden Auftrag bekommen hatten, die Geschichte von Aids in Basel zwischen zwei Buchdeckel zu bringen. «Wir» sind Freunde seit Schulzeiten, waren Kollegen bei Basler Zeitungen und lange Jahre auch in der Chefredaktion der «Basler Zeitung» engagiert. Beide wollten wir mal Chemiker werden. Davon stammt der unverbesserliche journalistische Hang zur Wissenschaft.

AUS UND MIT BASEL ERZÄHLT Klar war von Anfang an: Eine weltweite Pandemie sollte aus der lokalen Sicht, aus der persönlichen Sicht her erzählt werden. Aids und der Umgang mit seinem Verursacher, dem HI- oder Immunschwäche-Virus sollte im Zentrum stehen, erzählt mit und von lokalen Akteur(inn)en. «Aids in Basel» blieb als Titel. Mit «Vom Sterben an Aids zum Leben mit HIV» unterstrichen. Schon früh hatte Ulrich Goetz ein «Storyboard» entwickelt, das selbst Martin Hicklin nicht kleiner reden konnte. Im Laufe der Reise und explorierender Arbeit kam manch Neues dazu. Das Buch wuchs. Hatten wir uns am Anfang noch gedacht, dass alles in einem Jahr zu fertigen sein müsste, wurde das anders, als wir unsere ausführlichen Gespräche begannen. Mit Betroffenen und Zeitzeugen, mit den Menschen, die im «Light-house» Sterbenden beigestanden hatten, mit Schwulen und Drogenabhängigen, die von alten Zeiten erzählten und um ihre verstorbenen Freunde trauerten. Und schon bald realisierten wir, dass unsere Geschichte nur eine von vielen möglichen werden würde. Mit Highlights und blinden Flecken. Längst nicht alle, die es verdient hätten, werden erwähnt und gewürdigt. Sie bitten wir schon jetzt um Nachsicht.

VON ANFANG AN AM DRAHT IN DEN USA Es war ein grosser Glücksfall für das Projekt, dass Ulrich Goetz 1980 seine Habe in einem Container nach Washington hatte schippern lassen, um als politischer US-Korrespondent für die «Basler Zeitung» tätig zu werden. Weil er die Lust an Wissenschaft mitgenommen hatte, hörte

er bald auf einem Kongress von einer «Grid» getauften «Schwulenseuche». So wurde Aids von Anfang an sein Dossier und Thema, das ihn auch nach seiner Rückkehr nach Basel bei der Zeitung begleiten und in Kontakt mit den wichtigsten Protagonisten bringen sollte. Jetzt, fast vierzig Jahre danach, galt es, die alten Erinnerungen zu vergleichen und auszuwerten. Wir beschlossen, dass wir trotz des «Basel» im Buchtitel den Bogen weiter schlagen und als Hintergrund den Weg des Virus von Zentralafrika über Haiti in die USA zeichnen wollten, bis es dann auch bei uns auftauchen und wüten sollte. Nur wer das Ganze sieht, kann das Einzelne gewichten.

DER SPEZIALIST AN BORD Zweiter Glücksfall war, dass wir mit Manuel Battegay jemanden an Bord holen konnten, der gleich mehrere Stärken mitbrachte. Ein Spezialist und Basler Chefarzt in Infektiologie und Spitalhygiene, seit 1994 in Basel in die Behandlung von HIV-Infektionen involviert sowie in Sachen Aids international vernetzt, hatte er die Epidemie zu fast hoffnungslosen Zeiten in Zürich 1988 hautnah erlebt. Damals hatte auch ein junger Assistenzarzt aus dem Tessin in seiner Aids-Sprechstunde hospitiert. Am Ende dieses Buches erzählt der ehemalige Hospitant aus jener Zeit. Es ist Bundesrat Ignazio Cassis. Er sagt, hätte er sich nicht um Aids-Patienten gekümmert, wäre er wohl nicht Bundesrat geworden.

UND SO LÄSST SICH DIE PACKUNG ANGEHEN UND IN WIRKSAME DOSEN AUFTEILEN:

BETROFFENE ERZÄHLEN In Teil 1 bis 3 wird – zuerst mit Zeugnissen von Betroffenen – aus jener Zeit erzählt, als man an einer HIV-Infektion fast immer starb und in Basel ernsthaft die Furcht umging, man müsse ein zweites grosses Spital extra für Aids-Patienten bauen. Und davon, dass eine positive Diagnose immer noch ein Schock ist. Dass unser Freund und Kollege Hans-Peter Hammel mit *nom de plume* -minu sofort bereit war, hier mitzumachen, rührt uns noch immer. In Teil 2 schildert Marcello Schumacher, erster Basler Aids-Delegierter, wie Schwulenorganisationen in Lücken sprangen und Improvisation Trumpf war. Basler Ärzte, die damals als junge Assistenten die traumatischen Anfänge erlebt hatten, teilen ihre Erinnerungen. Man erfährt aber auch, was die Aids-Hilfe beider Basel heute an Aufgaben bewältigt. Schliesslich öffnet sich in Teil 3 die Schweiz und ihre Geschichte. Von der STOP-AIDS-Kampagne ist die Rede. Wer sich also zuerst lokal und national kundig machen will, wird hier von 1 bis 3 bedient.

DIE SEUCHE KOMMT UM DIE WELT NACH BASEL In Teil 4 beschreibt Ulrich Goetz den weltweiten Seuchenzug, die grossen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen und erzählt, was in Sachen Forschung an den internationalen Aids-Konferenzen diskutiert wurde. Zusätzliche Artikel und freischwebende Informationen stehen den grossen Artikeln beiseite und sollen bereichernd wirken. Wo immer nötig, verweisen wir im Buch auf andere Stellen, auch wenn das Lesenden, die im Fluss nicht gestört werden wollen, manchmal ein Ärgernis ist.

DER ERREGER WIRD DURCHLEUCHTET In Teil 5 ist der Erreger selbst, das Humane Immunschwäche-Virus HIV, der «Star». Hier wird in möglichst einfacher Weise erzählt, wie der Stand des Wissens ist und wie dieses leblose winzige, aber perfekt gebaute Paket es schafft, Immunzellen zu entern und für sich in Anspruch zu nehmen. Manuel Battegay beschreibt, welche Schwachpunkte des Virus man in fast 40 Jahren Forschung gefunden hat. Sie können heute angegriffen werden und begründen insgesamt den Erfolg der antiretroviralen Therapie oder ART. Alle Medikamente sind aufgezählt. Topaktuelle Information wird da geboten.

WAS VORSICHT ERSPART – AIDS IM SÜDEN In Teil 6 ist die Vorsicht der Star. Wie man sich schützt – und was man sich ausser HIV ohne Schutz auch noch einfangen könnte. In Teil 7 gehen wir schliesslich in den Süden – ebenfalls mit Baslerinnen und Baslern. In Subsahara-Afrika – wo der Kanton Basel-Stadt in Tansania eine «One Stop-Klinik» für Kinder und Mütter mitfinanziert. Hier muss der Kampf gegen den Vormarsch von HIV gewonnen werden. Die Aussichten sind nicht nur rosig.

AM SCHLUSS DER BUNDESRAT PERSÖNLICH Am Ende verrät Bundesrat Ignazio Cassis, warum er nicht Bundesrat geworden wäre, hätte er sich als junger Arzt nicht dafür entschieden, sich um Aids-Patienten zu kümmern, statt um an Hals, Nase oder Ohren Erkrankte. Ihm sei Dank, dass er uns auf unsere Fragen keine magistralen Worthülsen, sondern sehr persönliche Antworten geschickt hat.

WIR DANKEN Und da wir beim Dank sind, so gilt er zuallererst der Stiftung und ihrem Rat, der Präsidentin Catherine Oeri Kessler und dem unermüdlichen Walter Brack, die nicht nur eine interessante und – wie sich hoffentlich zeigt – realisierbare Idee hatten. Sie haben auch unsere Zumutungen gelassen angenommen und mit Geduld und Zuspruch unsere Arbeit unterstützt.

Dank und Respekt schulden wir aber all jenen, die als Betroffene ihre eigenen Erlebnisse mit uns geteilt und uns vertraut haben und als Handelnde oder Erlebende von ihren Erfahrungen erzählten. Frühen Aktivisten der Homosexuellen Arbeitsgruppen Basel Habs, wie etwa Erwin Ott und Carlo Bachmann, verdanken wir wertvolle Insider-Informationen. David H. U. Haerry und Martin Boos, ehemalige Leiter der Aids Info Docu haben uns wichtige Hinweise gegeben. Das Archiv wird am Institut für Medizingeschichte der Universität Bern gehütet. Bibliotheksleiter Bruno Müller half uns in jeder Hinsicht bei der Nutzung. Marcel Münch, Leiter der Dokumentation der Basler Zeitung, hat uns schon für die Vorrecherchen Zugang zu den Quellen in den Archiven der BaZ verschafft, Material bereit gestellt und uns auch bei der Suche nach lokalen Bildern geholfen.

Dank gehört Stiftungsrat Colin Skinner, der in grossem persönlichem Einsatz eine weitreichende Chronologie, Materialien und Angaben zu Schlüsselfiguren zur Verfügung gestellt hat. Peter J. Grob, Mitgründer von Zipp-Aids auf dem Platzspitz und damit Retter ungezählter Leben, half grosszügig mit Zahlen, Dokumenten und Kommentaren. Das Ausmass einer Epidemie wird immer auch mittels Statistiken dargestellt. Wir danken Martin Gebhardt vom BAG und Erwin K. Wüest vom Bundesamt für Statistik BFS, dass sie uns halfen, das umfangreiche Zahlenmaterial zu sichten

und zu interpretieren. Rudolf Schwabe, während 20 Jahren Direktor der Blutspende SRK Schweiz, half uns, das Drama um die Blutprodukte zu klären. Und Benjamin, Jens, Ricardo, Manolo, Janina, Svenja sowie Kollegen haben uns erzählt, wie sie Gleichaltrige für das doch heikle Thema Aids und allgemein sexuelle Gesundheit interessieren konnten. Sie taten dies im Rahmen des Vereins InTeam, betreut von Simone Bringold und Romana Miani. Von der Basler Schulärztin Edda Paganoni durften wir zudem erfahren, was von Staates wegen in dieser Sache vorgekehrt wird. Dank gebührt auch BAG-Kampagnenleiterin Jolanda Heller, die uns vorzeitig verriet, wie die Kampagne 2018 aussehen würde, und uns sogar Kondome versprach.

DIE BUCHGESTALTER/-INNEN Ein Buch wie «Aids in Basel» kommt nur zustande, wenn man – wie wir – auf Partnerinnen und Partner zählen kann, die etwas vom Handwerk verstehen: Wie Christoph Gysin und Katharina Marti von Icona Basel. Sie haben dieses Buch gestaltet. Christoph Gysin hat zudem die Bildbeschaffung übernommen und sich ins Thema einführend eine reiche Auswahl zusammengetragen. Katharina Marti führte uns vor, wie geduldig und perfekt man extravagante Wünsche von Autoren umsetzen kann und scheint unausschöpflich an Ideen. Die kreativen Arbeitstreffen bleiben uns in guter Erinnerung.

Julia Grütter Binkert vom Schwabe Verlag hat unser Projekt am Anfang begleitet. Annette Eichholtz übernahm von ihr das Projekt und feilte als Lektorin an allen unseren Texten. Mit Geduld, mitdenkend und mit einigem Witz. Wir haben mächtig profitiert.

Am Ende sind wir doch eigentlich stolz auf unser Werk, das in einer seltenen Kombination sich dem Thema HIV und Aids widmet und es dabei schafft, die Wissenschaft nicht aussen vor zu lassen.

Und à propos Nebenwirkungen: Sollte das Buch Sie von Unvorsicht heilen und so vor einer Infektion bewahren, würde neben Leid einiges mehr erspart: Die Behandlung einer HIV-Infektion kostet derzeit um die 20 000 Franken pro Jahr.

Martin Hicklin und Ulrich Goetz

01

**Schmerzhaftes Erinnern
HIV-Betroffene
aus Basel erzählen**



Wer, wenn nicht die Betroffenen selbst, können am besten darstellen, was es heisst, vom HI-Virus befallen und von Aids lebensgefährlich bedroht zu werden. Anders als in den Anfängen muss heute zwar niemand mehr an einer HIV-Infektion sterben. Aber das Virus bleibt. Das ganze lange Leben lang. Ein positives Testergebnis wird immer als Schock und dramatische Wende im Leben erlebt. Nicht selten zum Guten. Franco Hueber berichtet, wie er aus der Hilfe für andere selber neue Kraft schöpfte. Claudia Buntfelder, hinterrücks von ihrem Mann angesteckt, erzählt, wie sie dank ihres kleinen Sohnes selbst wieder ein neues Leben geschenkt bekommen und gestaltet hat. -minu, der berühmte Journalist und Autor, erlebt neu den Wert tiefer Freundschaften und von Solidarität. François, beim Spritzenteilen angesteckt, erobert sich an der Hand seiner Frau neue Freiheiten. Ein Schicksal, das zugleich den Wandel im Umgang mit Opiatabhängigen in Basel aufzeigt. Schliesslich blickt Lisa Volk, die ihren Sohn an Aids verloren hat, auf ihre Arbeit im Basler «Lighthouse» zurück. Das legendäre Haus hat seinen Gästen in ihren letzten Lebensphasen den Weg beleuchtet. Berührende Zeugnisse aus erster Hand über das Sterben an Aids von einst.

BEI «BROT UND ROSEN» GEWINNT DAS LEBEN

Jeweils am Vorabend des Aids-Tags vom 1. Dezember wird in der Basler Elisabethenkirche an die Opfer der Aids-Epidemie und an die schreckliche Zeit ihrer ersten zehn Jahre erinnert. Doch jedes Jahr sind es weniger, die kommen. Nicht weniger, weil der Tod die Reihen lichtet, sondern weil das volle Leben wieder Oberhand gewonnen hat. Martin Hicklin über einen bewegenden Abend mit «Brot und Rosen».

Es ist ein kalter Novemberabend und dunkel in der Kirche unter den spitzen Bogen. Nur vorne im Chor geben brennende Kerzen etwas Licht. In ihrem Schein stehen kleine Gruppen von sichtlich einander gut bekannten Menschen zusammen. Alle blicken sie gemeinsam auf, wenn sich mit dem besonderen Geräusch ab und zu die Kirchentüre öffnet und schliesst. Wer kommt als neuer Gast durch den langen Gang zwischen den Bänken nach vorne zur Gemeinschaft? Man begrüsst die neuen, oft altbekannten Gäste, bevor sich alle an den langen Tisch im Chor setzen. Die Tür geht dieses Jahr seltener auf als auch schon. Es sind immer weniger, die noch kommen. Die Zeiten sind anders – sind besser geworden.

Dann schlägt es 19 Uhr an diesem Vorabend des Welt-Aids-Tags am 1. Dezember 2017. An dem zu Ehren der Kirchennamensgeberin Elisabeth mit Brot und Rosen gedeckten Tisch sitzt nun erwartungsvoll die kleine Gemeinschaft von Menschen. Frauen und Männer, Betroffene und andere. Die heilige Elisabeth – so erzählt Pfarrer Frank Lorenz von der Offenen Kirche Elisabethen als Gastgeber – habe einst entgegen des Verbots ihres Mannes einen Korb Brot für die Armen aus dem Haus zu schmuggeln versucht. Als ihr Gatte sie fragte, was sie denn da verberge, log sie: «lauter Rosen». Und tatsächlich, als der Mann das Tuch wegzog, waren aus Brot lauter Rosen geworden.

Hier also, in der Kirche der durch ein Wunder geschützten Wohltäterin, wollen die Anwesenden wie jedes Jahr all jener gedenken, die sie an Aids verloren haben. Diesmal hat Carla Schuler von der Aids-Hilfe beider Basel den auf eine lange Tradition zurückblickenden Anlass organisiert. Und nun sind drei Betroffene, zwei Männer und eine Frau, bereit, ihre Gedanken darüber zu teilen, was es heisst, mit einer HIV-Infektion älter oder alt zu werden. Niemand von den Vortragenden und niemand am Tisch sieht krank aus. Wer infiziert ist, weiss sich gut behandelt.

Das war nicht immer so. «Früher ist die ganze Kirche voll gewesen», erzählt bedrückt ein älterer Mann und lässt nach einiger Zeit erkennen, dass er noch immer um einen Anfang der Neunzigerjahre verstorbenen Partner trauert. In den Jahren, als eine HIV-Infektion noch das Leben bedrohte und Aids die unausweichliche Folge zu sein schien, hatten die Feiern noch in anderen Kirchen Basels stattgefunden. Wobei man als Litanei schon auch mal alle Symptome von Aids aufgesagt hatte. «Das hat uns Gänsehaut erzeugt» erinnert sich einer, der dabei gewesen war.



BILD 1-2 Von Freunden und Angehörigen genähte Quilts als Ausdruck der Trauer um an Aids verlorene Nahestehende: Hier hängen sie am Vorabend eines Aids-Tages während einer Gedenkfeier in der Elisabethenkirche.

In der Elisabethenkirche waren an einer denkwürdigen Feier in den Neunzigern auch die verschiedenartigsten Quilts (verzierte und miteinander verknüpfte Textilien mit Namen von Aids-Toten) aufgehängt worden, die von Angehörigen gestaltet worden waren. Heute, wo eine HIV-Infektion so behandelbar ist, dass das Virus nicht einmal mehr nachgewiesen werden kann, ist mit der Erinnerung auch die Nachfrage nach gemeinsamem Gedenken schwächer geworden. «Viele Jahre nach dem Anfang ruhen die Quilts heute im Depot des Zürcher Aidspfarramts», sagt Carla Schuler.

Die Überlebenden aber gewöhnen sich mehr und mehr an den Gedanken, nicht mehr krank zu werden und mit den Aids-Opfern von damals nur noch das Virus – und vielleicht die Angst – gemeinsam zu haben. Grund genug für manche, dem langen Tisch und dem Gedenken an Sterben und Tod fernzubleiben.

EIN ANRUF VERÄNDERT DAS GANZE LEBEN

Mit 26 Jahren, mitten in einem jungen Leben, reiselustig und frisch verliebt, erfährt Franco Hueber, dass er HIV-positiv ist. Die Diagnose ist im Jahr 1984 so viel wie eine Ansage von Leiden und Sterben. Die Angst droht, die Seele aufzufressen. Doch Franco Hueber hat ein Gegenmittel. Er engagiert sich in der Hilfe für Aids-Betroffene. Heute sagt er: «HIV-positiv zu sein, hat mich erst zu dem Menschen gemacht, der ich heute sein darf.» Hier sein persönlicher Bericht.

Der Anruf kam von Doris Frank, der späteren Gründerin des «Lighthouse» Basel. Sie war damals Assistentin von Prof. Schuppli (Professor für Dermatologie am Kantonsspital). Bei einer Bagatelluntersuchung hatte ein Assistenzarzt mir einen neuen Test angeboten. Ich hatte zugestimmt. Dass ich jetzt zum Professor bestellt wurde, liess mich Böses ahnen. Er eröffnete mir, dass ich HIV-positiv sei. Natürlich musste er mir damals erst erklären, was dies für mich und meine Gesundheit bedeutete, dann traf mich die Diagnose allerdings wie ein Todesurteil.

Ich war gerade mal 24 Jahre alt, reiste gerne nach Amerika, San Francisco, erlebte das Studio 54 in New York. Wir lebten, es gab noch kein Aids in unseren Köpfen. Ich war zu dem Zeitpunkt frisch verliebt, hatte seit einem Jahr einen wunderbaren Freund. Nach dem Schock, an Aids sterben zu können, war der zweite Gedanke, ich könnte ihn verlieren. Bei der Recherche zu diesem Aufsatz fand ich in einem Interview mit Doris Frank folgenden Satz: «Das Leiden fängt bereits in dem Moment an, wenn jemand erfährt, dass er testpositiv ist, denn dann kommt die erste Angst und die Angst frisst die Seele auf.»

DIE ANGST WAR ÜBERGROSS So erging es zu Beginn auch mir. Die Angst war übergross, denn sehr schnell begriff ich, dass sie auch begründet war. Meine Freunde um mich herum starben, einer nach dem andern. Hier und in den USA. Bei meinem zweiten Besuch in San Francisco 1987 habe ich mich von meinem Gastgeber am Spitalbett verabschiedet. Ich kam gutgelaunt vom Sightseeing heim, aber er kehrte von einer Arztkonsultation nicht mehr nach Hause zurück; ich brachte ihm seine letzten Sachen ins Spital. Drei Monate später erhielt ich die Nachricht, er sei gestorben. Es war ein schmerzvoller Prozess, und die Frage nach dem Warum und Wieso wurde immer lauter. Doch es gab keine Antworten darauf, nur noch mehr Tote. Irgendwann wich der Ohnmacht Wut, grosse Wut und immer diese Frage: Wieso sie und weshalb überlebe ich?

«Wir lebten, es gab noch kein Aids in unseren Köpfen. Und ich war zu dem Zeitpunkt frisch verliebt.»

Schnell realisierte ich, wie sinnlos all diese Gedanken und Fragen waren. Es war an der Zeit, etwas zu tun. Also taten wir, was wir konnten. Gemeinsam mit Doris Frank und vielen anderen. Wir waren etwa – glaube ich mich zu erinnern – elf Personen im Vorstand der frisch gegründeten Aids-Hilfe. Nach dem Willen und Wunsch des verstorbenen Fernsehjournalisten André Ratti. Er hatte sich als erste öffentliche Person im Fernsehen als HIV-positiv geoutet, damals ein Skandal.

DIE ROTE SCHLEIFE

Neun Meter war sie hoch, und nie vor diesem Welt-Aids-Tag im Jahr 2007 hatte ein so mächtiges Symbol am Weissen Haus gehangen: Die Rote Schleife – «Red Ribbon» – ist das Symbol für Solidarität mit Betroffenen von HIV und Aids. Das weltweit zum Symbol gewordene gekreuzte Band wurde 1991 geschaffen im Rahmen des «Red Ribbon Project» vom «Visual Aids Artists Caucus», einer von Metropolitan-Kurator William Olander gegründeten Gruppe homosexueller Künstler. Obwohl die Gruppe als Gemeinschaft auftreten wollte, wird ihr Mitglied Frank Moore (1953–2001) als Motor des Schleifenprojekts hervorgehoben. Vorbild war ein anderes «Awareness Ribbon» (Band der Wahrnehmung) gewesen, eine gelbe Schleife, die man in den USA während des ersten Golfkriegs als Solidaritätszeichen mit den im

Irak eingesetzten Soldaten anheften konnte. Am Anfang wurde die Rote Schleife nur zögerlich getragen und gezeigt. Der britische Schauspieler Jeremy Irons war der erste, der sie 1991 an einer Verleihung der Tony Awards trug. Schon ein Jahr später wurden an einem Konzert zu Ehren des an Aids verstorbenen Queen-Sängers Freddy Mercury im Wembley-Stadion 100 000 Rote Schlaufen verteilt. Das Konzert sollte vor allem auf Aids aufmerksam machen.

Wer das rote Emblem trägt, zeigt sich solidarisch mit den von HIV und Aids Betroffenen. «Red Ribbon Club» nennt sich darum auch ein exklusiver Gönnerverein, der die Arbeit der Aids-Hilfe Schweiz unterstützt. Mitgliederbeitrag pro Jahr: 750 Franken (Stand 2018).

MH



BILD 3 Die Rote Schleife ist weltweit Zeichen der Solidarität mit HIV- und Aids-Betroffenen geworden. Hier tragen Frauen Wasser zum Besprengen einer riesigen Sandskulptur herbei, die der Künstler Sudarshan Pattnaik am Strand von Konark in Indien zum Aids-Tag 2012 geschaffen hat.

DER RICHTIGE WEG Heute bin ich überzeugt, dies war für mich der Weg, meine Angst zu bekämpfen und weiterleben zu wollen. Wir waren allesamt Idealisten und taten, was wir konnten. Öffentliche Gelder – Fehlanzeige. Wir waren auf Spenden angewiesen, sehr lange sogar. Es gab ein Notfalltelefon, denn viele von uns wollten damals mit dieser Diagnose freiwillig aus dem Leben scheiden. Dies galt es zu verhindern. Wir machten Sterbebegleitung im Spital, nach einem eiligst abgehaltenen Kurs mit der heutigen Frau Prof. Verena Kast. Alles ging schnell, es musste alles schnell gehen, denn die Leute starben einfach zu rasch. Diese intensive Beschäfti-

gung mit dem, was mir am meisten Angst machte, nahm mir zugleich die Angst.

«Die Medikamente halten das Virus in meinem Körper in Schach, doch was ist mit der Seele?»

Die ersten Medikamente tauchten auf. Mein Gesundheitszustand verschlechterte sich.

Der damalige Assistenzarzt arrangierte eine Kon-

sultation bei seinem Oberarzt Dr. Manuel Battegay. Bis zu jenem Zeitpunkt hatte ich mir eine heute etwas merkwürdig anmutende Philosophie zurechtgelegt: Das Virus habe mich bis dato zufriedengelassen, also lasse ich es auch zufrieden und bekämpfe es nicht. Ich bin heute sehr dankbar, dass mir Manuel Battegay damals diesen Humbug ausgedet und mich von der Notwendigkeit einer Therapie überzeugt hat.

NICHT ALLZU VIEL PLATZ GEBEN Es klingt einfach, aber es war alles andere als das. Die Medikamente waren dermassen kompliziert und unangenehm einzunehmen, dass ich sie zwischendurch absetzen musste. Kein Vergleich zu heute: Eine Tablette täglich einnehmen und fertig. Wenn das denn so einfach wäre. Schliesslich wird man bei jeder einzelnen Einnahme an seinen Zustand erinnert. Ein anderer Punkt sind die Auswirkungen und Nebenwirkungen auf meine Gesundheit, sie sind mir bis heute nicht wirklich klar. Was mich die gesamte Zeit beschäftigt, ist weniger, was das Virus mit meinem Körper anstellt. Vielmehr ist es die Frage, was macht es mit mir und meinen Gefühlen – und das Wichtigste überhaupt, wie gehe ich damit nach aussen um? Die Medikamente halten das Virus in meinem Körper in Schach, doch was ist mit der Seele? Sie leidet unentwegt. Mein Credo die ganze Zeit über war und ist es immer noch, diesem Virus nicht allzu viel Platz zu geben in meinem Leben.

Ein anderer Aspekt ist, wie die Gesellschaft, wie die Wirtschaft mit meinem Zustand umgeht. Ich persönlich habe in der jüngsten Vergangenheit erlebt, dass Unternehmen keinerlei Rücksicht darauf nehmen. Ich habe 25 Jahre in einem namhaften grossen Schweizer Unternehmen gearbeitet, mein gesundheitlicher Status war meinen Vorgesetzten und der Personalchefin durchaus bekannt. Dennoch wollte



BILD 4 Jeden Tag 35 Tabletten. Wie belastend und kompliziert die Therapie einer HIV-Infektion in den Anfängen war, zeigte die Aids-Aktivistin Maria Infante an der 12. Welt-Aids-Konferenz 1998 in Genf anhand der Schachtel mit dem «Pillen-Cocktail», den sie täglich einnehmen musste.

«HIV-positiv zu sein ist für mich eine sehr extreme Aufforderung zu leben, weiter zu leben.»

man mich im Jubiläumsjahr eiskalt entlassen, mit 58 Jahren. Auch Organisationen, die eigentlich dazu geschaffen wurden, Menschen wie mir in Krisen zur Seite zu stehen, liessen mich in dieser Zeit im Stich.

Weshalb überlebe ich? Diese Frage kann ich mir noch heute, wenn auch in veränderter Form, stellen. Was ist mit den Menschen zum Beispiel in Afrika? Es erschreckt mich und verursacht ein schweres Déjà-vu, wenn ich heute Bilder aus Simbabwe sehe. Das erinnert mich an die Kranken in den 80er Jahren. An eingefallene Gesichter mit ausgemergelten Körpern.

Es ist erschreckend, wie die zunehmenden politischen Probleme neue Ängste schüren und wieder zu Repressionen gegen Minderheiten wie Schwule führen und sich die Geschichte wiederholt. Dies stellt eine erneute Gefahr dar. Stigmatisierungen und Ausgrenzungen begünstigen Neuankömmlinge. Nicht wir Schwulen haben ein Problem, wir sind eine Minderheit der angesteckten Bevölkerung, sondern die Menschheit. Das Problem ist keineswegs gelöst, dieses Aids-Virus ist immer noch nicht besiegt.

Ich bin aus berechtigten Gründen aber sehr optimistisch. Ich habe noch eine Zeit erlebt, in der es keine Medikamente gab, in der es einem Todesurteil gleich, HIV-positiv zu sein. Heute gibt es ausgezeichnete Medikamente, die mich gut mit meinem Status leben lassen. Das lässt mich hoffen, mein Wunsch werde Realität, dass es dereinst eine Lösung geben wird, das Virus aus meinem Körper gänzlich zu entfernen.

ZURÜCKGEWORFEN IN DIE 70ER JAHRE Es ist schon schlimm genug, als schwul lebender Mensch in der heutigen Zeit auf verschiedene Weise wieder vermehrt angegriffen oder diskriminiert zu werden. Es ist aber besonders frustrierend, das Gefühl zu haben, zurückgeworfen zu werden in die Zeit der 70er Jahre. Den ganzen Kampf erneut zu kämpfen. Natürlich sind wir gesetzlich weitergekommen. Doch ist das in den Köpfen, in der Gesellschaft auch angekommen? Ich habe gewisse Zweifel daran. Wie kann ich als HIV-positiver Mensch Verständnis erwarten, wenn ich es nicht einmal als schwul lebender Mann erhalte? Ich gebe einfach zu bedenken, dass sich eine Gesellschaft immer daran messen lassen muss, wie sie mit ihren Minderheiten umgeht.

Ich persönlich habe irgendwann begriffen und es als Privileg empfunden, HIV-positiv zu sein. Es hat mich erst zu dem Menschen gemacht, der ich heute sein darf. Auch habe ich in meinem Leben dadurch viel Glück erleben und erfahren dürfen. Abschliessend kann ich rückblickend sagen, HIV-positiv zu sein ist für mich eine sehr extreme Aufforderung zu leben, weiter zu leben.

«ICH HABE EIN ZWEITES LEBEN GESCHENKT BEKOMMEN»

Wie Claudia Buntfelder hinterrücks mit dem HI-Virus angesteckt wurde und sich trotz oder gerade wegen vieler Enttäuschungen heute stärker fühlt denn je: Die Geschichte einer jungen Mutter, wie sie nur das Leben schreiben kann. Nacherzählt von Martin Hicklin.

An diesem grauen Morgen ist in der Wohnung von meinem Kollegen Ulrich Goetz alles bereit für ein Gespräch mit einer Frau, die uns ihre Geschichte zu Aids und vom Umgang mit Aids in Basel erzählen wird. Einen Tee könnten wir ihr am späten Vormittag offerieren, auch die Kaffeemaschine bietet die übliche Auswahl, und das Gebäck von nebenan ist frisch und liegt hoffentlich einladend genug in der Schale.

Wir sind nervös. Draussen fliesst träge der Rhein vorbei, wie er dies seit eh und je getan hat. Viel Wasser zieht flussabwärts und nimmt die Zeit mit, die flüchtige. Da schellt laut die Glocke, und die Zeit scheint kurz stillzustehen. Wir sind gespannt. Wie wird unser Gast sein, diese von uns aus gesehen junge Frau, von der wir nur den Namen und eine Mailadresse kennen. Eine Frau, die uns eine Geschichte erzählen wird, die nur das Leben erfinden kann. Davon, wie sie hinterhältig angesteckt und verraten wurde, beinahe ihr Leben verloren und sich doch in letzter Minute aufgefangen hatte, um für ihren Sohn zu überleben und zu leben. Gereift an den Erfahrungen und für ein neues Leben mit ihrer neuen kleinen Familie bereit, das nun glücklich bleiben sollte. Eine Frau, die am Ende sagen wird, sie sei fest davon überzeugt, dass sie geführt werde.

Und da steht sie nun im Zimmer. Pünktlich, offensichtlich gut organisiert, in positiver Stimmung und weit weg von dem, was man sich im Vorurteil unter einer Aids-Patientin – falsch, einer von HI-Viren infizierten, gut behandelten Patientin – vorstellen könnte. Offen war sie gewesen, hatte nicht lange gezögert und sich zu diesem Treffen bereit erklärt, als wir sie fragen liessen, ob sie aus ihrem turbulenten Leben erzählen würde. Um anderen ein Beispiel und Aids in Basel ein weiteres Gesicht zu geben.

Abgemacht hatten wir und bestätigten am Anfang noch einmal, dass unser Gast zwar offen reden, aber anonym bleiben wolle, nicht weil etwas zu verbergen wäre, sondern weil es so einfach keine unvorhersehbaren Reibungen in der Öffentlichkeit geben würde. So jedenfalls verstanden wir sie und verzichteten auf eine weitere Beschreibung ihrer Erscheinung.

Am Ende werden sich die Lesenden ihr eigenes Bild von Claudia Buntfelder gemacht haben. Den Namen haben wir erfunden. Er enthält keine versteckten Botschaften. Google findet niemanden sonst, der so heisst. Ein perfektes Alias also.

DREI TAGE 41 GRAD FIEBER Es ist Anfang der Neunzigerjahre. Claudia Buntfelder, Mitte zwanzig, lernt einen Mann kennen und lieben. In der festen Beziehung ist Aids, obwohl längst in der Gesellschaft angekommen, kein Thema, erst recht

ist von einem Aids-Test keine Rede. Aids ist fern und etwas, das andere betrifft. Doch das sollte sich auf einen Schlag ändern. «1995 schien etwas mit meiner Gesundheit aus dem Gleichgewicht gefallen zu sein», erzählt Claudia mit fester Stimme. «Ich war

«Ich war zu meiner totalen Überraschung HIV-positiv.»

jung, aber meine Lymphknoten fühlten sich geschwollen an und ich fühlte mich schlecht.» Der Hausarzt untersucht und schlägt zur Vorsicht auch vor, einen Test zu machen, um die – wenn

auch für unwahrscheinlich gehaltene – Möglichkeit einer Infektion mit dem HI-Virus auszuschliessen. Beim nächsten Besuch eröffnet der Arzt das Resultat. Es ist für Claudia vernichtend: «Ich war zu meiner totalen Überraschung HIV-positiv.»

Auch Claudias Partner war in die Praxis mitgekommen und im Wartezimmer geblieben. «Ich holte ihn, und auch er schien völlig schockiert.» Doch als der Arzt vorschlug, dass auch er einen Test machen sollte, winkte er ab und schien den Schritt aufschieben zu wollen. «Langsam, langsam», sagte er und wiederholte noch und noch: «Es ist mir egal, ich liebe Dich trotzdem.»

Für Claudia war unfassbar, wie sie zu dem Virus gekommen sein sollte. Nichts während ihrer gemeinsamen Lebensjahre hatte ein solches Risiko beinhaltet, erst recht hatte es keine Drogen und Spritzen gegeben. Erst im Nachhinein wird klarer, zu welchem Zeitpunkt das Virus seinen Weg zu Claudia gefunden haben könnte. «Man hat mir gesagt, man mache nach einer Infektion einen Fieberschub durch, den man nicht einfach vergesse.» Und tatsächlich erinnert sich Claudia nun, dass sie etwa drei Monate, nachdem sie mit ihrem Mann erstmals zusammengekommen war, drei Tage mit 41 Grad Fieber im Bett gelegen hatte. Das hiess, dass sie sich mit grosser Wahrscheinlichkeit am Anfang ihrer Beziehung angesteckt haben musste.

DER SCHLEIER WIRD ZERRISSEN Das wäre Grund genug gewesen, klaren Tisch zu machen und Zweifel auszuräumen. Doch was nicht wahr sein darf, bleibt tabu. Claudia und ihr Partner lassen unausgesprochen, was eigentlich diskutiert werden sollte. Ob der Mann als erster infiziert oder Claudia schon mit dem Virus in die Beziehung gekommen war, bleibt vorerst ungeklärt. Für die junge Frau beginnt so oder so eine schwierige Zeit. Nur sieben Jahre – so hiess es noch 1995 – überlebe ein mit HIV infizierter Mensch, dann versage das Immunsystem rasch. Claudia konnte sich ausrechnen, dass sie nie 30 werden würde.

Doch dann reisst ein Schicksalsschlag die Schleier weg. Der Partner verunglückt bei einem Autounfall und verletzt sich schwer. Claudia steht dem Mann bei, setzt aber auch durch, dass ein Test auf HIV-Infektion durchgeführt wird. Das Resultat: positiv! «Das hat mich eigentlich nicht mehr wirklich überrascht, ich hatte es erwartet», sagt Claudia Buntfelder heute, und ihrer Stimme fehlt jede Spur erwarteter Bitterkeit. Es ist schon lange her, Jahre seelischer Arbeit liegen dazwischen.

VON ANFANG AN VERRATEN UND HINTERGANGEN Für Claudia ändern sich noch einmal die Vorzeichen. Der Mann ist nicht nur HIV-positiv, er leidet als Folge des Unfalls an körperlichen und geistigen Behinderungen, die einen langen Spitalaufenthalt bedingen. Claudia, eigentlich selbst nur auf Abruf gesund, besucht ihren Partner und beteiligt sich an seiner Pflege. Neun Monate geht das so, und als es

darum geht, dass er in ein Pflegeheim verlegt werden soll, plant Claudia, den Behinderten besser zu sich nach Hause zu nehmen. Sie sieht sogar vor, ihre berufliche Tätigkeit aufzugeben. «Nur dass dafür kaum finanzielle Unterstützung zu erwarten war, liess mich noch zögern.»

Die Pläne finden abrupt ein Ende, als sie von einer Ex-Freundin ihres Partners angerufen wird. Die Frau war, so erfuhr Claudia, die ganze Zeit mit ihrem Partner in Kontakt und hatte erfahren, was geplant war. «Tu das nicht», sagte sie und holt die Keule aus dem Sack: «Dein Mann ist schon seit zehn Jahren HIV-positiv. Ohne Symptome.» Zwar habe sie einst versprochen, nichts davon zu erzählen, aber jetzt könne sie nicht mehr schweigen. «Sie meinte, sie könne nicht zusehen, wie ich mein eigenes Leben aufgebe», schliesst Claudia die Erzählung über diesen dramatischen Moment, in dem zum einen Klarheit geschaffen wird, sich aber gleichzeitig ein Abgrund von Verrat auftut. Schwer, so etwas auszuhalten. Claudia Buntfelder hat es geschafft.

**«Dein Mann ist schon
seit zehn Jahren HIV-positiv.
Ohne Symptome.»**

Sie reagiert rasch und radikal. Unerhört, dass der Mann, den sie zu Hause pflegen wollte, schon vier bis fünf Jahre vor Beginn der Beziehung gewusst hat, dass er HIV-positiv ist. Gemein, dass er auch dann nichts davon preisgab, als Claudia selbst sich als angesteckt zeigte und von Gewissensbissen geplagt wurde, für die sie doch keinen Grund fand. «Ich ging noch einmal ins Spital und brachte ihm Malsachen.» Dann sagt sie ihm, sie habe mit der Ex-Freundin gesprochen und alles erfahren. Die Reaktion war überraschend. Hatte er bisher nur gebrabbelt, fand er plötzlich seine Sprache wieder: «Die dumme Sau», war sein Kommentar. «Mir wurde klar, auch sein angeblicher Sprachverlust war nur eine Lüge gewesen», sagt Claudia, und vielleicht ist da noch eine Spur Empörung dabei. Verständlich wär's. «Das ist also der Hintergrund meiner HIV-Infektion», schliesst Claudia und schiebt gleich nach: «Mit der Krankheit hätte ich ja noch umgehen können, aber dass mich mein Partner so hintergeht, das war der Hammer.» Verratene Gemeinsamkeit, verratenes Leben, schwerer zu ertragen als körperliches Leiden. «Das hatte ich ihm nicht zugetraut», meint Clau-

**«Mit der Krankheit hätte ich ja noch
umgehen können, aber dass
mich mein Partner so hintergeht,
das war der Hammer.»**

dia, blickt hinaus auf den Rhein und sagt dann noch: «Das traut man keinem Menschen zu, an so was denkt man nicht.» «Du hättest mich nicht genommen», sei die Antwort auf die Frage gewesen, warum er ihr denn seinen Zustand verschwiegen habe. Claudia, so sieht sie es heute, hätte das gern

selbst entschieden, und man hört heraus, dass sie sich auch so eine Partnerschaft hätte vorstellen können. Auf ehrlicher Basis und mit offenen Karten.

Claudia schwört sich: «Schweigen wird für mich nie in Frage kommen.» So erzählte sie einem Mann, den sie neu kennenlernte, gleich von Anfang an von ihrer Infektion. «Er konnte damit umgehen. Wir haben uns geschützt, und er fand, das wolle er mit mir eingehen.» Claudia fühlt sich auch gesund und im grünen Bereich, die Lymphknoten sind nicht mehr geschwollen.



BILD 5 *Langes Bangen um ein junges Leben:
Wird der kleine Jonas vom Virus verschont bleiben?*

**«Für mich war klar,
dass ich in meiner Situation
kein Kind auf die Welt stellen kann.»**

EIN KIND UND EIN ZEICHEN Doch 1998 kündigt sich ein eigentlich frohes Ereignis an, eine Aussicht, die Claudia als puren Horror erlebt. «Ich wurde schwanger.» Trotz Kondom. «Mein Mann, ich hatte inzwischen geheiratet, meinte, er habe mal das Gefühl gehabt, mit dem Kondom stimme was nicht. Aber gleich schwanger werden, das ist schon krass», sagt Claudia und scheint sich zurückversetzt zu fühlen zum Wendepunkt: «Für mich war klar, dass ich in meiner Situation kein Kind auf die Welt stellen kann.» Denn niemand habe damals genau sagen können, wie hoch das Risiko war, dass das Baby angesteckt würde. Es hiess, die Chancen stünden 1 zu 3. Für Claudia ein zu grosses Risiko. Sie entschliesst sich zu einer Abtreibung und erhält mit Hilfe des Hausarztes einen Termin. Allerdings gilt es, zehn Tage zu warten. Claudia «rennt von Pontius zu Pilatus» und wartet «auf ein Zeichen». Der Vater des Kindes forderte, Claudia müsse das Kind auf die Welt bringen. Sie aber fand unerträglich, dass dieses Kind krank geboren werden könnte. «Ich sah plötzlich überall nur noch schwangere Frauen», erzählt Claudia bewegt, «und ich wartete auf einen Wink. Mein Stossgebet war: Wenn es dich tatsächlich gibt, dann gib mir ein Zeichen.»

Es kam. Und es war unerwarteterweise ihr Vater, der es gab. «Mein Vater war ein sehr religiöser Mensch. Das stand immer irgendwie zwischen uns. Während ich mit unserer katholischen Kirche nicht viel anzufangen wusste, warnte er mich schon in jungen Jahren, meine Art zu leben, in engen Hosen statt in langen Röcken herumzulaufen, werde mir mal zum Verhängnis, und meine Sünden würden bestraft werden. Das hatte sich ja mit meiner Infektion irgendwie bewahrheitet», schildert Claudia. Jetzt wollte sie auch die Eltern informieren. «Ich muss euch etwas sagen», hatte sie den Eltern eröffnet und mitgeteilt, dass sie schwanger sei und angesichts der Umstände abzutreiben plane.

Doch da sagt der Vater «als sei es das Normalste der Welt»: «Wenn du es nicht gewollt hast, dann ist es ein Geschenk Gottes. Das kann nur gut kommen.» Als Claudia das erzählt, ist das Staunen noch immer da, dass der Vater statt von Strafe von Geschenk redet. Resultat: Claudia ruft den Hausarzt an und lässt den Termin absagen. Er wäre am nächsten Tag gewesen.

MUSS DIE MUTTER SICH BEHANDELN LASSEN ? Doch jetzt ist nicht mehr nur Claudia allein im Fokus, nun geht es auch um das heranwachsende Kind einer Mutter, die für das Neugeborene zur Gefahr werden kann. Claudias Hausarzt, froh über den Entscheid, organisiert ein Beratungsgespräch im Universitätsspital. Claudia trifft zum ersten Mal Prof. Manuel Battegay. Bei ihm waren auch andere Ärzte, etwa Professor Christoph Rudin vom Universitätskinderspital, der sich auf diese Fragen spezialisiert hatte. Einer der Ärzte habe sie zu überzeugen versucht, jetzt mit einer HIV-Therapie zu beginnen. Sie hätte aus fünf oder sechs verschiedenen Medikamenten bestanden. Zu viele für Claudia: «Mein Innerstes schrie auf. Ich wollte mein Kind nicht dieser geballten Ladung aussetzen, ohne zu wissen, wie sie wirkten.» Auf die Frage, was denn lediglich das Kind brauche und schütze, habe Christoph Rudin einen Wirkstoff empfohlen. «Den habe ich während der Schwangerschaft und der Geburt per geplantem Kaiserschnitt auch genommen.» Obwohl man Claudia warnte, dass ihr Kind vielleicht noch in jungen Jahren die Mutter verlieren könnte, wenn sie sich nicht behandeln liesse, blieb sie bei ihrem Entscheid. «Ich konnte mich in Notsituationen immer auf mein Innerstes verlassen», sagt Claudia ein erstes Mal. «Es hat mir gesagt, nimm dieses eine Medikament, mehr braucht das Kind nicht.» Dass man sie deswegen aber als verantwortungslose Mutter sehen konnte, das hat Claudia Buntfelder dann doch auch zu schaffen gemacht. «Mir ging es damals gut, ich war überzeugt, das Richtige zu tun, und das haben wir auch durchgezogen.»

Es kam zu einem geplanten, aber verfrühten Kaiserschnitt, weil das Baby etwas vor dem Termin auf die Welt drängte. Alles ging gut. «Nur die Unterbindung, die wir vorgesehen hatten, wäre im Trubel beinahe vergessen gegangen. Ich erinnerte den operierenden Arzt daran und unterschrieb noch auf dem Schragen die verlorengegangene Einverständniserklärung.» Claudia Buntfelder war Mutter eines Bubens geworden. Nennen wir ihn hier Jonas. Er hat 2016 seinen 18. Geburtstag gefeiert.

DAS LANGE WARTEN Die Freude war gross, aber niemand wusste, wie das Ganze für Jonas ausgehen würde. Ein Horrorjahr stand Claudia bevor. Ihr kleiner Sohn würde ein gutes Jahr lang die Antikörper der Mutter in sich tragen und darum im serologischen Test HIV-positiv erscheinen. Erst dann würde sich zeigen, ob die Mutter ihn angesteckt hatte oder nicht. Claudia selbst hatte gute Werte, und doch schien jeder Schnupfen ihres Sohnes von kommender Katastrophe zu künden.

Nach einem Jahr waren Jonas' Werte noch immer positiv. Keine Panik, habe Professor Rudin dazu gesagt, das könne mal vorkommen. Claudia und ihr Mann sollten noch ein weiteres halbes Jahr abwarten. Eine lange Zeit. Schliesslich kam der Tag, an dem feststehen sollte, ob Jonas gesund geblieben war. Professor Rudin versprach anzurufen, sobald er das Resultat in der Hand habe. Der ganze Tag ging mit Warten vorbei, das Schlimmste war möglich. Um 23 Uhr schellt endlich das Telefon: «Alles gut», ist der Bescheid. «Da bin ich zusammengebrochen, richtig krank geworden», erzählt Claudia von diesem Tag der Wende, der auch wieder Freiräume schafft, in dem sich alte Leiden breitmachen dürfen.

NEUER BRUCH UND NEUE ABGRÜNDE In der langen Zeit der Ungewissheit hatte auch die Beziehung Claudias mit ihrem Ehemann gelitten. «Bei all dem Stress war mir die Lust auf Sex vergangen», meint Claudia Buntfelder heute ganz nüchtern. Das belastete die Beziehung zu Jonas' Vater. Er stellte Ultimaten, und als es schliesslich nicht «klappte», verschwand der Mann und kam mit einer neuen Freundin zurück. Claudia zieht aus. «Irgendwie hatte ich das ja erwartet, und doch stürzte für mich eine Welt zusammen. Eine Ehe bricht man nicht, das hätte ich nie getan – so viel katholische Erziehung ist mir noch geblieben.»

Der neue Bruch im Leben der Claudia Buntfelder hat bald Konsequenzen körperlicher Art, auch wenn das nicht direkt zu belegen ist. Am Anfang war sie noch regelmässig in die HIV-Sprechstunde des Universitätsspitals gegangen. Doch weil sie keine richtige Ansprechperson gefunden habe und die Ratschläge mal so und mal so gewesen seien, sei sie eines Tages einfach nicht mehr hingegangen. Und jetzt, nach dem Bruch mit ihrem Mann, fällt Claudia auch noch in eine schwere Depression. Zum Glück kann sie mit dem kleinen Jonas zur Mutter ziehen, ihr Vater ist schon tot. Claudia ist erleichtert, dass er nicht mehr erleben muss, dass seine Tochter nun auch noch geschieden wird. «Das wäre für ihn schrecklich gewesen.» Die Mutter hilft, wo sie kann und wird zur verlässlichen Stütze. Claudia fühlt sich leer, funktioniert nicht mehr. Sie sucht Hilfe bei Psychiatern, dort hat sie zuerst Pech, findet dann aber doch guten Rat und Beistand.

Das ist dringend nötig, denn Claudia hatte stetig abgenommen und war ganz mager geworden. Der Psychiater fragt, ob sie nicht ihren HIV-Status überprüfen lassen wolle. Die letzten Tests waren da schon eineinhalb Jahre alt. Claudia hatte keine Lust und auch kein Vertrauen mehr. Doch dann befahl – typisches Aids-Symptom – ein Pilz die Speiseröhre. Claudia konnte gar nichts mehr essen. Der Psychiater, den sie wöchentlich aufsucht, ist alarmiert und meint, jetzt sei höchste Zeit, etwas zu unternehmen. Er ruft im Universitätsspital an und vereinbart eine Besprechung mit Prof. Manuel Battegay, von dem es eigentlich geheissen hatte, er könne keine weiteren Patientinnen mehr annehmen, weil er schon so viele betreue. Die Untersuchungen dauerten einen ganzen Tag. Claudia hatte glücklicherweise Jonas ihrem Bruder in Obhut geben können, ihre Mutter war in den Ferien.

Die Checks ergaben düstere Resultate. Die Anzahl CD4-Abwehrzellen, weisse Blutzellen, welche die Antwort des Immunsystems auf Infektionen steuern, war auf 30 pro Mikroliter Blut gefallen. Sehr tief. So tief, dass Prof. Battegay, der die Betreuung übernommen hatte, meinte, es sei

260 BABYS ANGESTECKT

Rund 260 Babys wurden in der Schweiz während der Aids-Epidemie von ihren Müttern mit dem HI-Virus angesteckt. Sei es während der Geburt über das Blut oder danach beim Stillen mit der Muttermilch. Das waren höchst traumatische Ereignisse. Die Kleinkinder erkrankten meist nach kurzer Zeit und starben dann an den Komplikationen der Immunschwäche-Krankheit. Solche Schreckensszenarien spielen sich heute in unserem Land zum Glück nicht mehr ab. Seines Wissens sei in der Schweiz 2011 zum letzten Mal ein Kind während der Geburt angesteckt worden, sagt Prof. Christoph Rudin (siehe Seite 100). Das komme dank der heute verfügbaren Präventionsmassnahmen und Medikamente in den Industrieländern nur noch sehr selten vor. Christoph Rudin hat in den 1980er Jahren viele gefährdete Mütter und Kinder medizinisch und menschlich betreut. Er hat wesentlich zur Entschärfung des Risikos der Mutter-Kind-Übertragung beigetragen. Noch keine Entwarnung kann allerdings für Mütter und Babys in Subsahara-Afrika gegeben werden. Dort ist die Übertragung des HI-Virus während und nach der Geburt immer noch ein grosses Problem.

UG

möglicherweise zu spät für eine Wende. Trotzdem bekam Claudia Tabletten mit nach Hause. «Dort liess ich sie liegen. Ich hatte keine Kraft mehr und das Gefühl, Jonas sei nicht gut bei mir aufgehoben», schildert Claudia den Tiefpunkt. «Ich war fest überzeugt, dass meine Mutter die bessere Mutter für ihn war, besser als ich es sein konnte.» Der Ex-Mann hatte keine Unterstützung geboten und schien selbst vom Weg abzukommen. «All das war schrecklich für mich, und ich fand, jetzt sei die Zeit gekommen, Jonas meiner Mutter zu überlassen.»

JONAS ALS LEBENSRETTER Als die Mutter aus den Ferien zurückkehrt, erschrickt sie über den Zustand der Tochter und fragt, ob sie denn die Medikamente nehme. «Nein, ich kann nicht mehr, du musst jetzt zu Jonas schauen», ist Claudias

**«Es war eine Entscheidung
für das Leben.
Jonas hat es mir gerettet,
ich wollte für ihn da bleiben.»**

Antwort. Doch die Mutter widerspricht: «Wenn du nicht mehr da bist, kommt Jonas nicht zu mir, sondern zu seinem Vater.»

Das, so erzählt Claudia heute, war die Weichenstellung zum Guten. «Das konnte ich nicht zulassen und begann, die Medikamente zu schlucken.» Und – oh Wunder – sie wirken. Claudia ist schnell wieder auf den Beinen, isst wieder, «blitzartig» ist ihr die Wende erschienen. Das Lazarus-Phänomen, das in diesen Jahren viele HIV-Infizierte erleben. «Es war eine Entscheidung für das Leben. Jonas hat es mir gerettet, ich wollte für ihn da bleiben.»

Jetzt, nach all dem, was hinter ihr liegt, den Niederlagen, Enttäuschungen, dem Verrat und der Verzweiflung, beginnt für Claudia ein neues, zweites Leben. Die CD4-Werte werden wieder normal, nach zwei Jahren ist das HI-Virus im Blut unter die Nachweisgrenze verschwunden. Heute

braucht es noch eine Kombitablette am Abend, beim Zähneputzen. «Ich habe sehr viel Glück gehabt, aus all dem wieder herauszukommen.»

**«Ich habe sehr viel Glück gehabt,
aus all dem wieder herauszukommen.»**

Oder mehr als Glück. Auf den Mann, der ihr das beschert hat, hat sie keine Wut mehr. Sie ist ihm nie mehr begegnet und will ihm nichts Schlechtes wünschen. «Ich hatte glücklicherweise nie das Bedürfnis, mich zu rächen. Denn das macht einen wirklich krank und verbittert.»

JONAS WIRD INFORMIERT Claudia findet, das alles habe sie stärker gemacht: «Mir wurde ein zweites Leben geschenkt, ich habe viel gelernt und glaube, dass ich das Leben ohne diese Erfahrungen nicht so sehen könnte, wie ich das heute tue. Wenn man wie ich mal erwartet hat, noch vor 30 tot zu sein, sieht man jedes weitere Jahr als Geschenk.»

Und wie sag' ich's meinem Kinde? Claudia sucht Rat bei Linus Marcello Schumacher (siehe Seite 57), erfahren in der Aids-Aufklärung von Jugendlichen und porträtiert in diesem Buch. Jonas lügt in der Pubertät oft, sagt auch ohne Not nicht die Wahrheit und kann das nicht erklären. Marcello Schumacher fragt, ob nicht die Geschichte mit HIV dazwischenstünde und ob Claudia ihren Sohn informiert habe. Das hatte sie nicht. Vielleicht spüre Jonas, dass da was sei.

Da entschloss sich Claudia, ihrem Sohn Klarheit zu verschaffen. «Es war schwierig, ich wusste nicht, wie Jonas reagieren würde», erinnert sich Claudia und fährt noch immer erleichtert fort: «Meine Furcht war überflüssig. Natürlich hat er zuerst die Augen aufgerissen und Angst um seine Mama bekommen. Ich habe ihm meine Geschichte von vorne bis hinten erzählt.» Am nächsten Tag sind die beiden noch bei Prof. Battegay vorbeigegangen, und er hat seine Sicht erzählt. Das Lügen hatte sofort ein Ende, erzählt Claudia, «jetzt wird Jonas selber aufpassen bei sexuellen Kontakten. Und um die Mutter muss er sich keine Sorgen mehr machen.»

VIREN UNTER DER NACHWEISGRENZE Claudia hat noch von einem weiteren Plus zu erzählen: «Seit 2009 habe ich meinen Traum-Mann an meiner Seite. Er ist mein bester Freund und Vertrauter, meine grosse Liebe. Er und Jonas sind das Beste, was mir je passieren konnte. Er ist HIV-negativ und wusste von Anfang an von meiner Situation.» Claudia ist eine Last los, die sie früher noch bedrückt hatte. Mit der Behandlung sind die Viren praktisch verschwunden, und Claudia ist nicht mehr ansteckend. Das wissenschaftlich zu beweisen, dabei haben Claudia und ihr Mann

« Wenn man wie ich mal erwartet hat, noch vor 30 tot zu sein, sieht man jedes weitere Jahr als Geschenk. »

mitgeholfen. Als Paar, die eine positiv, der andere negativ, haben sie sich mit vielen anderen an der Schweizer Kohortenstudie zu beteiligt. Das Ergebnis löste weltweit Echo und Erleichterung aus: Die Wahrscheinlichkeit einer Ansteckung liegt bei Null, wenn dank guter Behandlung keine

Viren mehr nachweisbar sind. Nur ein rein theoretisches Ansteckungsrisiko besteht noch, aber bei gut kontrollierter Therapie ist noch nie eine Ansteckung erfolgt (siehe Seite 101).

Die wiedergewonnene Kraft, das Aufgehobensein und auch der gerechtfertigte Stolz darauf, so viele Schläge ein- und weggesteckt zu haben, hat Claudia Buntfelder einiges an Statur verliehen. Heute teilt sie ihre Erfahrungen auch mal mit Medizinstudierenden und erzählt dann davon, wie ein Chefarzt in ihrer Gebärmutter aufgetretene Myome für harmlos erklärte, nur um sie – die HIV-Infizierte – nicht, wie eigentlich vorgesehen, operieren zu müssen. Erst als eine Pflegefachfrau Claudia aufklärte, dass der Chef HIV-Infizierte prinzipiell nicht operieren wolle, war klar, dass sie anderswo Hilfe suchen musste.

Beruflich hat ihr HIV-Status ihr nur einmal die Stelle gekostet. Sie hatte in der Bar einer Bekannten ausgeholfen und ihr auch von ihrem Zustand erzählt. Weil die Bekannte sich vor negativen Folgen fürchtete, wenn das herauskäme, verzichtete Claudia von sich aus auf den Job. Nach Arbeitsstellen in der Industrie hat sie nun einen Beruf, bei dem sie mit Kindern arbeitet und sich wohlfühlt. «Dass ich positiv bin, muss ich nicht mehr sagen. Von mir geht keine Ansteckungsgefahr mehr aus.»

QUELLEN DER STÄRKE Wer so nahe am Abgrund gestanden und beinahe sein Leben verloren hat, wer von nahen Menschen schmählich verraten wurde und sich dennoch nicht verbittern lässt, der muss eine Quelle der Stärke besitzen, aus der viel Kraft zu schöpfen ist. Wie hält es Claudia Buntfelder mit der Religion? Sie meint dazu: «Ich bin katholisch aufgewachsen. Als ich zum ersten Mal zur Beichte ging,

BAUPLAN IN DER HÜLLE

Viren – auch das HIV – haben weder so etwas wie Zellwände (wie sie Bakterien haben) noch Kerne (wie sie die meisten Körperzellen besitzen). Viren bestehen im Prinzip aus Strängen der Erbsubstanz (RNA oder DNA). Bei HIV sind zwei Einzelstränge RNA in einen Behälter (Kapsid) aus Viren-Eiweiss-Bausteinen eingebaut. 2000 Exemplare des Virenproteins p24 umhüllen zum Beispiel in einem kegelförmigen Kapsid diese beiden Stücke Viren-RNA, die jede eine Kopie der neun Virengene enthalten.

Das Virus leiht sich von der Wirtszelle am Ende seines Zusammenbaus ein Stück der Zellmembran. Sie besteht aus zwei Schichten von Fettmolekülen oder Lipiden. In diese flexiblen Lipid-Palisaden sind Viren-Hüll-Eiweisse eingebettet. Nach aussen ragen aber verhältnismässig wenige Spikes, weniger jedenfalls als Platz hätten. Die Spikes sind so etwas wie Enterhaken. Sie verbinden sich mit den Rezeptoren auf der CD4-Zelle. All das hat Platz in und auf einem runden Ding, das nur 120 Milliardstel Meter gross ist.

MH

sagte ich im dunkeln Kämmerchen: «Ich habe nicht gesündigt.» Da hat mich der Geistliche wieder hinausgeschickt und mich ermahnt, ich solle mein Gewissen noch einmal genauer erforschen. Kurz darauf ging ich wieder in den Beichtstuhl hinein und sagte «ich habe gelogen und gesündigt», denn das war ja jetzt wahr. Der Geistliche war zufrieden und verhängte eine Busse von zehn Vaterunser und zehn Ave Maria, was wirklich eine grosse Busse war.»

Heute, sagt Claudia, gehöre sie keiner Kirche mehr an. Jonas habe sie aber taufen und firmen lassen. Er soll eigene Erfahrungen sammeln und selbst entscheiden, wie er mit der Religion umgeht.

Und dann sagt Claudia Buntfelder: «Auch wenn ich keiner Religionsgemeinschaft mehr anhöre, habe ich dennoch einen starken Glauben. Ich bin immer geführt worden. Ich habe eine innere Stimme, etwas, das mir immer im richtigen Moment die richtige Antwort gibt. Ich sage ein Wort und rufe die Kraft, die um mich ist. Ich habe auch neue Antennen bekommen.» Ein gutes Gefühl des Aufgehobenseins scheint es zu sein, was

Claudia Buntfelder am Ende unseres Gesprächs schildert. Nicht mehr nur gestossen und getrieben werden, sondern selbst bestimmen, wie es weitergeht. Die Verlassenheit von einst hat neuer Kraft Platz gemacht: «Heute fühle ich mich begleitet. Von einem Schutzengel vielleicht. Ohne das wäre jedenfalls nichts so, wie es heute für mich ist.»

Der Rhein hat zwischendurch ab und zu ausgesehen, als wolle er stehenbleiben, um auch zuzuhören. Und ist dann doch langsam weitergezogen. Tausend Leben sind ihm vielleicht erzählt worden, aber keines wie dieses. Claudia Buntfelder packt zusammen, nimmt ihre Tasche und verabschiedet sich. Sie hatte ihren Teil geleistet, jetzt galt es nur noch, daraus diese Geschichte zu machen.

«ICH WAR EIN RIESENARSCH»

Eigentlich wissen wir ja alle, wie es zu verhindern wäre. Trotzdem kommt es auch bei uns immer wieder vor, dass sich Menschen mit dem HI-Virus anstecken. So wurden etwa 2016 allein in den beiden Basel 36 Infektionen neu diagnostiziert. Darunter auch beim bekannten Journalisten -minu. Hier schildert er, wie er die Hiobsbotschaft verkraftet hat, und wie ihm der Zusammenhalt unter Freunden sowie die verordnete Therapie geholfen haben.

«Der Test ist positiv» – der Professor schaut mich prüfend an.
Soll jetzt die Welt einstürzen?
Soll sich alles in mir drehen?
Erwarten die Mediziner hier meinen Nervenzusammenbruch?

Ich muss daran denken, wie ich stets eindringlich auf meine Patenkinder eingepaukt habe: «Tut's nie ohne ... dafür ist der Gummi da ... es ist einfach verdammt gefährlich!»
«Ja, ja» – haben sie etwas genervt genickt, «das wissen wir doch schon!».

Sie haben es nie ohne Präservativ durchgezogen – ich schon. Nur. Mit der fatalen Einstellung «In meinem Alter kann mir nichts mehr passieren.»

Der Professor macht mir jetzt Mut – so wie er wohl vielen Mut macht: «Es ist heute kein Todesurteil mehr. Gottlob sind Sie rechtzeitig gekommen. Wir werden Sie therapieren. Und Sie werden das Virus voll in Griff kriegen!» Ich muss an meine

**«Der erste Moment war Scham.
Einfach nur Scham. Wie konnte ich
so hirnerkrankt dumm sein!»**

Freunde denken. Für viele von ihnen hat so ein Befund damals das Ende bedeutet. Ich habe sie im «Lighthouse» besucht. Einer, ein landesweit bekannter Fernsehmann, lag ausgemergelt auf dem Bett. Und lächelte mir schwach zu: «Hör' auf mit

der verdammt Heulerei. Der Tod ist besser, als all das hier. Es ist ein Übergehen ins andere Zimmer. Und ich bin neugierig, was hinter der nächsten Türe wartet ...» Zwei Tage später brannte seine Kerze im «Lighthouse». Sie starben damals im Stundentakt.

HAST DU DICH DENN NICHT GESCHÜTZT ? Wir waren jung. Und wütend, weil man das Ganze als «Schwulenkrankheit» betitelte. Wir fürchteten Diskriminierungen. Fürchteten auch die bigotten Mahnfinger: «Es ist die gerechte Strafe!» Wofür gerecht? Es mussten schliesslich auch unschuldige Kinder sterben.

Die Forschung lief auf Hochtouren. Es kamen rettende Pillen – aber nicht die Entwarnung. Dennoch – irgendwie legten sich die Wellen. Und «es bedeutet ja nicht mehr gleich den Tod», liess alle wieder weniger achtsam sein.

Jetzt bin ich alt. Und die Frage meiner Freunde tönt fast schon wie Hohn: «Ja Himmel! Hast du dich denn nicht geschützt?» Klar. Ich habe jahrelang in einschlägigen Lokalen für die Aids-Hilfe Präservative verteilt. Motto: «Nur Dummi ohne Gummi!» Dazu die Show mit der Banane.